

Des Hauses Stolz.

Roman von R. Lorenz.

(10. Fortsetzung.)

Rina Rott hatte ihn seit jenen schweren Tagen, wo sie sich so aufopfernd seinem Interesse gewidmet, auch nicht wiedergesehen. Wohl hatte er Besuch gemacht, als er vom Manöver zurückkam, aber jede Einladung lehnte er ab, und an dritten Orten, Konzerten, Tennisplatz usw. ließ er sich natürlich erst recht nicht blicken. Die bösen Mäuler, die sich der beiden nach dem Tode des Generals erbarmt und sie zusammengeerdelt hatten, waren verstummt. Es gab da nichts Auffälliges mehr zu sehen. — Und nun war Graf Glühov nachdem er erst mit der Führung der Brigade beauftragt worden, Kommandeur derselben an des verstorbenen Freundes Stelle geworden.

Herr von Weller konnte sich keinen besseren Ersatz für seinen liebenswürdigen Brigadier denken. Auch für Ernst Fidus war es gut, daß da kein Fremder das Kommando erhielt, denn ein anderer hätte schwerlich so viele Rücksichten genommen.

Leutnant von Osterwitz spannte sich ganz ein in den Dienst. Früh der Erste auf dem Kasernenhofe, abends der Letzte — war er geradezu stierhaft eifrig. — Viele schüttelten den Kopf, denn früher hatte er darin nur das Allernützlichste getan, jetzt plötzlich war er der „Dienstmeister“ in Person, und die Späßvögel unter seinen Kameraden schickten ihm eines Morgens einen großen Schlüssel aus Schokolade — das sei der Kasernen-schlüssel, damit der Wachhabende nicht aufschließen brauche, wenn der Herr Leutnant vor Tag und Tage zum Appell antreten lasse!

Beginn Ende Oktober kamen die Generalin und Jella nach Potsdam zurück.

Mit Hilfe der alten, treuen Luise, die auch jetzt sich als eine Kraft erster Ordnung bewies, hatte Ernst Fidus eine neue, billige Wohnung für Mutter und Schwester befragt und eingerichtet. Er selber nahm bei ihnen Quartier und wollte seinen Anteil an der Wohnung bezahlen, wenigstens den Service und das Wohnungsgeld dazugeben. Er befaß sich nun ganz ohne Zulage, erhielt die Erlaubnis, zu Hause bei seiner Mutter spielen zu dürfen, und konnte somit das Tischgeld sparen.

Seine Kleidung war noch gut, denn der Vater hatte ihm damals, als er eintrat, reichlich mit allem versehen; so brauchte er nur den niedrigeren Teil an die Kleiderkasse zu geben u. gewann dadurch auch etliche Mark im Monat für sich.

Er, der Leutnant von Osterwitz brachte das Kunststück fertig, von seiner Gage noch jeden Monat 10 Mark auf die Sparkasse zu schicken. Je mehr die gelben Scheine der Sparkasse für Armee und Marine in seinem Schreibtisch sich sammelten, je ruhiger und stiller wurde er.

Das war ein heimlicher Schatz, der sollte ihm einst — ach, wann kam dies „Einst“? — helfen, doch noch glücklich zu werden.

In dieser entsehligen Zeit fürchterlicher geistiger Vereinsamung und Hoffnungslosigkeit aber hatte er einen Lichtblick. Anne schrieb ihm jede Woche einen lieben, kameradschaftlichen Brief, erzählte ihm von ihren Studien, von Hilde und Berun, die schon im Januar heiraten wollten, von Bringen, der jetzt von seiner Orientreise zurückkommen würde, von Karl, der jetzt bald den Referendar machen würde, und durch das eifrige Studium verhindert war, selber so oft zu schreiben, wie er eigentlich wollte.

Diese Briefe und ihre Beantwortung waren das einzige, was den armen Jungen mit der Welt verband, die früher die seine, so weit, so schön, so groß, und nun für immer für ihn verloren war.

Wenn er nach dem Dienst toimüde nach Hause kam und mit Mutter und Schwester den sehr vereinfachten Ambly genommen hatte, der jetzt die Stelle des einst als Haupt- und Staatsaktion betrachteten Diners vertret, legte er sich wohl ein halbes Stündchen ins Wohnzimmer und ließ sich von Jella erzählen, was der Morgen ihr gebracht hatte. Das war dann auch meistens herzlich wenig.

Sie stand in rezer Verbindung mit Hilde von Hochwert, schon darum, weil diese durch ihren Verlobten genau über alles, was Prinz Alexander betraf, unterrichtet war. — Jene hatte sie auch eine Einladung zu Regina Rott oder den Glühovschen Töchtern; aber Rina und Jella waren von jeder nicht gute Freundinnen gewesen; sie risikierten in der Zeit des Blanches gesellschaftlich, und jetzt konnte Jella den angeblichen Hochmut der Komtessen und des Freifräuleins noch weniger als früher vertragen.

Die Generalin hatte sich mit einem gewissen abwartenden Gleichmut in die veränderten Verhältnisse gefunden, und es war ihr eine Übung, daß die Fürstinmutter sie zuweilen

persönlich aufsuchte und oft zu sich befaß, welcher Aufforderung Frau Manon nur zu gern entsprach.

Nun sollte gleich nach des Prinzen Wiedkehr die Hochzeit sein. Der Regierende hatte den Hofstaat zusammenge stellt und Frau von Osterwitz, geborene Gräfin Laporte, zur Oberhofmeisterin der jungen Fürstin Adalgunde erwählt.

Das war eine Auszeichnung, der die gute Manon nicht widerstehen konnte, und sie nahm die Ernennung mit einer an Abgötterei grenzenden Verehrung der fürstlichen Herrschaft auf.

Das beste für sie aber war, daß man nun wieder nach Meieritz oder doch in die dortige Gegend kam, denn Schloss Hofengrat lag ja nur wenige Kilometer von dem ehemaligen Wohnorte der Osterwitz entfernt.

Was mit Jella, die um keinen Preis mit dem Prinzen jetzt zusammenkommen wollte, werden solle, war den Beteiligten vorläufig noch eine offene Frage.

Luise ging natürlich mit ihrer Herrin an den neuen Bestimmungsort, und Ernst Fidus war wieder genötigt, sich eine Junggesellenwohnung zu suchen.

Das war um Weihnachten, als die Ernennung zu Frau von Osterwitz geschehen kam. Ein Jahr nur hatte sie fern von Meieritz verbracht! Oh, dort war ja auch Sidonie, die alles Wissende, die arme Sidonie, die der Familie so oft gefällig und — der armen Jella so unheilvoll geworden war.

Auch die Bürgermeisterin in Meieritz war eine alte Freundin, nur Hochwerts fehlen an dem alten Kreise, auf den die Generalin, nun wieder eine erste Rolle spielend, sich unlagbar freute; sie bedauerte es nur, daß sie das Grab des Vaters nicht mitnehmen konnte, aber dafür würde ja Ernst Fidus sorgen, der jetzt fast täglich nach dem Friedhofe pilgerte und seinen Burschen angewiesen hatte, die Blumen zu erneuern und zu pflegen.

Jella wäre gern wieder nach Berlin gegangen, aber zu Hochwerts mochte sie nicht, denn Hildens Hochzeit stand bevor, und es schien ihr unbeschreiblich, sich jetzt, wo die Eltern dies liebe Kind besonders viel allein haben wollten, da einzudrängen.

Anne aber würde gleich nach Hildens Hochzeit eine Kunstreise antreten, von Fräulein Wendler begleitet, um einige Konzerte in größeren deutschen Städten zu geben.

Gefiel sie da, und machte man ihr irgendwelche Aussicht auf Engagement, dann wollte sie ihre Bühnenausbildung eifrig betreiben und womöglich schon übers Jahr in den Verband eines größeren Theaters eintreten.

Die Prinzessin Adalgunde freute sich wie ein Kind auf des Verlobten Heimkehr. Sie liebte ihn mit einer sonderbaren Mischung von Bewunderung und Verachtung und konnte weinen, wenn sie einen dummen Streich von ihm hörte, wie eine Mutter, die über den ungeratenen Sohn weint.

Daß er Jella liebte, war ihr nicht unbekannt, aber sie rechnete mit dem Anstandsgefühl der Generalstochter, und da die Mutter eine edle Dame aus bestem Hause, war sie mit der Berufung in ihren Hofstaat auch vollkommen einverstanden.

Jetzt wurden in der Stilltude die Vorbereitungen zu der fürstlichen Hochzeit eifrig betrieben, und da Herr von Berun nun auch wieder in seine Funktionen eintreten mußte, so beschloßen Hochwerts, Hilde schon vor der Vermählung des hohen Paares zu verheiraten.

Ernst Fidus von Osterwitz sah an einem trüben, endlos regnerischen Tage im Januar in seinem Zimmer noch in der mütterlichen Wohnung, denn die Ueberflutung an Hof sollte erst zum März vordringen, als der Briefbote ein Schreiben für ihn abgab.

Er legte es gleichgültig auf den Tisch und fuhr fort, in sein Rechnungsbuch einzuschreiben. Sonst trieb er seit des Vaters Tode eifrig russische Sprachstudien. Nicht lange währte es, und Jella klopfte an seine Tür.

Es hörte ihn zwar, aber eingend seines dem Vater gegebenen Versprechens, seiner Schwester allezeit ein treuer Freund und Berater zu sein, ließ er sie eintreten.

Auch sie hielt ein Schreiben von ebendemselben Format wie das auf seinem Tische in der Hand.

„Ernst Fidus, eine Hochzeitseinkundung — zu Hilde von Hochwert!“ sagte sie mit strahlenden Augen.

„Wir sind im Januar, Jella!“ sagte er ernst und mit dem gleichgültigen Ausdruck, den er jetzt immer hatte.

„Aber, Ernst!“ sagte sie vorwurfsvoll, „das haben Hochwerts doch am Ende um uns verdient, daß einer von uns wenigstens zur Hochzeit fährt. Anne und Sidonie sind damals, als das Unglück kam, ohne sich erst zu bekümmern, mit mir gefahren, sie haben hier im Gasthof logiert, sie haben und getroffen. Ihre Freundschaft war wie ein warmer Mantel, der uns

vor des Schicksals Unbill schützte, und nun willst du, gerade du, an diesem Tage fehlen? Was wird Anne nur dazu sagen? Anne, die dich so lieb hat, und auch Frau Sylvie und Karl würden es als sehr wenig freundschaftlich empfinden.“

Er brütete vor sich hin. „Ich kann nicht, Jella. Ich habe das Geld dazu nicht!“ sagte er dann dumpf.

„Aber Bruder, so viel wie die Reise von hier nach Berlin beträgt, wirst du ja wohl haben. . . und das andere, das Geschenk, müssen wir ja doch machen!“ rief Jella.

„Ich habe weder das eine noch das andere, der Monat neigt sich zu Ende, wir müssen noch Koffen fahren lassen, wir müssen Mamas Sachen für den Hof kaufen. . . Das sind alles Ausgaben, die diesmal nicht auf meiner Ausgabekasse standen. Mama hat aber jetzt ständig das Besuchszimmer heizen und abends warme Gerichte kochen lassen. Da haben die Koffen trotz Luizens Sparsamkeit nicht reichen können. Folglich, mein Kind“, sagte er bestimmt, „bleiben wir der Hochzeit fern und schicken nur ein Telegramm.“

Jella war empört. Seine Herzlosigkeit, das sagte sie ihm weinend dreht ins Gesicht, verflümmerte sich alle Tage.

Er nahm den Vorwurf schweigend hin. Er wußte, was er tat. So jung und so wenig erfahren er immer gewesen, die Not und die Einschränkung, die jetzt herrschen mußten, machten ihn zu einem genauen Rechner, die Mutter hatte etwas über dreitausend Mark Pension, er sein Gehalt, das war alles. Davon konnte ein bescheidener Hausstand einigermaßen geführt werden; freilich hatten alle Ansprüche, die die Damen gewohnt waren, wegzufallen. Nun kam die Toiletten für die Frau Oberhofmeisterin als unerwartete Belastung des Budgets, und trotz aller Sparsamkeit konnte Ernst Fidus diese Mehrkosten nicht allein tragen.

Er schrieb an den alten Grafen Laporte, daß er einen Zuschuß leisten solle. Aber der alte Kavallerist meinte:

„Man muß die Kleider eben vorläufig schulbig bleiben, die Mama kann sie ja dann von ihrer Mehreinkunft an Hof abbezahlen.“

Das war dem jungen Offizier, der sich das Wort gegeben hatte, keine Schulden zu machen und nicht zu dulden, daß die Seinigen welche machten, ein großer Schmerz.

Der Großvater, dessen französische Abkunft wohl schuld war, daß der alte Herr nicht immer Grundsatze wie die seines Entels befolgte, nahm alles ziemlich leicht, was an Unbegreiflichkeiten sich ihm in den Weg stellte, und darum war er bei der Bewirtung von Edeltheimen auch nicht recht auf einen grünen Zweig gekommen. Hatte er mal Geld, so schenkte und spendete er mit vollen Händen. Jetzt aber war sein verheirateter Sohn, Graf Franz, auch Mitbesitzer und hielt die Hand fest auf der Gutskasse.

Auf eine Anleihe dort also durfte man in keiner Weise rechnen. Ernst Fidus war also fertig für sich mit der Ablehnung zur Hochzeit. Jella weinte und bat — er blieb aber fest. Sie mußte absehen.

Hilde antwortete sogleich empört und wollte die angeführten Gründe, die Jella erfunden hatte, nicht gelten lassen.

Das wollte nun Jella nicht auf sich sitzen lassen, und so versprach der Bruder ihr, selber an Frau Sylvie schreiben zu wollen.

Er sprach sich seiner mütterlichen Freundin, der geliebten, blonden Waldstorf, gegenüber offen aus; er teilte ihr seine Sorgen mit, alles, was auf seinen jungen Schultern lag, und umgehend bekam er Antwort. Frau Sylvie achtete und ehrte seine Gründe, sie verstand ihn ganz und billigte seine menschlichen Entschlüsse.

So wurde Hilde von Hochwert Frau von Berun, ohne daß einer ihrer Freunde aus dem Osterwitzschen Hause zugegen war.

Kurze Zeit darauf erfuhr Ernst, daß Anne mit Fräulein Wendler nach München abgereist sei.

Sein Herz tat ihm weh. Nun ging auch sie — die er über alles lieb hatte, ging auch sie in die Welt! Wenn würde sie den Mann finden, der sie dann den Jugenddummen vergessen machte? Würde er es je erfahren, würde sie ihm in aller Vertraulichkeit ihr Herz ausschütten, wenn der Rechte kam?

Und was würde dann aus ihm? Daran zu denken, war ihm jetzt, wo so viele Sorgen auf ihn einwirkten, unmöglich.

Es kamen täglich jetzt Lieferanten, die die Hofkammer für die Frau Oberhofmeisterin brachten. Es kamen große Rechnungen, es kamen Proben und Muster — es wurden nicht nur Kleider, Mäntel, Hüte, es wurden neue Möbel, neue Vorhänge bestellt, die die Wohnung im Schlosse zu Hofenart schmückten sollten, denn die alten Sachen, die nun fast fünfundsiebzig Jahre treu gedient hatten, waren für die neuen Ansprüche nicht mehr gut genug.

Jella sollte nach Meieritz kommen,

dort mit Luise wohnen, Tante Brümmer würde nach dem Rechten sehen. Die Mutter war ja auch nahe. Ernst Fidus rief ab, aber die Generalin ließ sich in ihre Pläne nicht hineinreden.

Endlich kam das erlösende Wort aus Edeltheimen. Die alte Gräfin war erkrankt und verlangte nach der Enteltochter. Das war die beste Lösung.

Der alte Graf Laporte schrieb, daß jetzt das benachbarte Städtchen Wendenstein auch Garnison bekommen habe, der Verkehr sei tege und angenehm. Das war lochend für Jella. Es stiegen wieder Hoffnungen in ihr auf, daß dennoch ein Herz sich finden würde. „Aber“, sagte sie zu Luise, „es muß ein goldenes Herz sein — mit einem anderen weiß ich nichts mehr anzufangen.“

Und Anfang März war die fürstliche Hochzeit. Die Oberhofmeisterin siedelte dann nach Hofengrat über, die kleine Wohnung in Meieritz wurde für Jella eingerichtet, und Ernst Fidus, allein gelassen, zog in eine dicht bei der Kasernen belegene Straße und lebte nur und einzig dem Dienst. Freudlos, einsam, ohne Hoffnungen und Hilfe.

Rina verlor die Lust, ihn durch Einladungen ins Haus des Entels zu ziehen; er kam nur, wenn er wußte, daß große Gesellschaft war, wo der einzelne nicht in Frage kam. Wollte sie ihn in ein intimeres Gespräch ziehen, so wich er aus.

Alle seine Sehnsucht richtete er jetzt auf ein Ziel: das Examen zur Kriegsakademie, um nach Berlin zurück zu werden und Frau Sylvie zu haben.

Die Jahre gingen — schwanden und sanken in die trostlosen Abgründe der Vergessenheit — und Ernst Fidus von Osterwitz war ein ernster, stiller und in sich gekletter Mann geworden. Der alte Hilfinz hatte vergeblich gewartet, ihn noch einmal wiederzusehen — durch das Tagesblatt von Potsdam erfuhr der Leutnant eines Tages, daß der alte Sonderling im Gnadenhause gestorben war.

Schweigend legte er das Blatt aus der Hand. „Du bist glücklich, mein Alter“, dachte er und ging im besten Galaanzug zum Begräbnis.

Niemand kannte ihn — nur ein alter, kleiner Hund winselte jammervoll an ihm in die Höhe, der Führer des Blinder, der alte Ben.

Die Gattin Hilfinz war auch vor kurzem gestorben. Das alte Tier war herzenlos. Da nahm der glänzende Offizier den alten Hund an die Leine, und nach dem Begräbnis zog Ben mit Ernst Fidus in die häßliche Straße hinter der Kaserne, und der letzte jeden Bissen mit dem treuen Freunde aus glücklicheren Zeiten.

Trostlos, trüber November. In Potsdam war's öde. Die alten Belannten meist verstorbt, auch General Graf Glühov als Divisionär aus andere Ende des Deutschen Reiches gekommen, und die Töchter Ella und Erna an zwei ältere Stabsoffiziere von untadeliger Abkunft sehr glücklich verheiratet. Die schöne, reiche Nichte der Gräfin, Freifräulein Regina von Rott, aber noch immer unvermählt zu Hause, als einziger Blickleiter für die Nerven der immer launischer werdenden Tante — als einziger Trost des alt gewordenen, an den Abschied denkenden Grafen.

Fünf Jahre — eine turge Spanne im großen Zeitensfluß, aber eine endlos lange, schwer ermüdende Straße für den, der mit schwerer Sorgenlast, einsam und verlassen seinen Lebenspfad hinanklimmen muß.

Ernst Fidus war nun Oberleutnant geworden. Er hatte nichts getan, sein Leben zu ändern. Das Examen zur Akademie hatte er, wie so viele mit ihm, nicht bestanden, zu einem zweiten Male fehlte ihm die Kraft und Lust — sein an bitteren Enttäuschungen so reiches Dasein schien ihm so verpfuscht, so unnütz — nur der Gedanke an die Mutter, die am Hofe des jungen Prinzenpaares in einem Meer von Wonne schwamm und doch dereinst, alt und krank, zu ihm zurückkehren würde, hielt Ernst Fidus vom letzten, großen Schritt zurück.

Jella war bei den Großeltern geblieben, die alten Herrschaften hatten sich an sie gewöhnt, die ihnen ja immer mehr als eine Tochter gewesen war, und der Onkel mußte sie dulden, da die Gräfin Laporte es verlangte. Es gab dort in Edeltheimen so manches, was dem Fräulein eigentlich nicht gefiel, aber da sie nicht zur Mama und an den Hof wollte, was ihr nach der Geburt des Erbprinzen wiederholt angeboten worden, so mußte sie sich mit den Verhältnissen auf dem Schlosse der Großeltern abfinden.

Die nahe kleine Garnison sandte häufige Gäste nach dem Gut, und die Wintervergnügungen im Offizierskreise waren für Jella sehr lustig und anregend.

Allmählich machte sie sich mit dem Gedanken vertraut, ganz in Edeltheimen zu bleiben und später die Stiftungsstelle von Tante Lisa zu übernehmen. Onkel Franz war einverstanden, und so betrachtete sie sich als jubelndem glücklich Laportenschen Hauskatholik.

Alle Jahre einmal fuhr sie mit der Großmutter oder Tante Agaja, die

Gattin des Entels Franz, nach Berlin, machte einen kurzen Abstecher nach Meieritz zu Tante Brümmer, wo sie dann die Mutter auf ein paar Stunden sprechen konnte, und wohin, wenn angängig, auch Ernst Fidus auf einen Tag kam.

Urlaub nahm er sonst nie. Er lebte nur der Pflicht.

Da er eine stattlich schöne männliche Erscheinung war, machten ihm die Damen in Potsdam gewaltige Avancen, aber er blieb kühl bis ans Herz hinan, und niemand konnte ihm die geringsten Avancen nachsagen. Das Theater, gar die Oper besuchte er nie mehr.

Er las viel, alle Neuerscheinungen der Belletristik, die wissenschaftlichen und militärischen Bücher, alle las er, bearbeitete mehrere sachwissenschaftliche Werke und hatte das Glück, anerkannt zu werden. Der neue Oberst und die neuen Generale zogen ihn heran, er mußte alle im Korps stattfindenden Generalstabstreffen mitmachen, er wurde Regiments-, dann Brigadeadjutant, und man gab ihm zum Großen Generalstab ein, auch ohne daß er das Akademie-Examen gemacht hatte, seiner umfassenden russischen Sprachkenntnisse halber.

Und nun heute, an einem trüben, regnerischen Novemberabend, als er vom Dienste heimkam und sich mit seinem treuen, jetzt uralten Ben in der Sofaede bequem gemacht hatte, während der Teetee über der Spiritusflamme sang und ein appetitliches Abendbrot und eine Schale frischer Apffel auf dem Tische stand, las er die den Tag über eingelaufenen Briefe und Postfächer.

Da lag einer mit Jellas krauser, etwas verworrenen Handschrift, ein anderer, der Annes klare, reine Schriftzüge trug, und — er wunderte sich über die vielen Postfächer, die er sonst selten zu erhalten pflegte — ein großer Dienstbrief.

Nach dem wollte er zuerst greifen, aber er legte ihn zurück, öffnete zuerst Annes Briefchen aus Neapel.

Sie war diesen Winter mit Fräulein Wendler nach Italien gegangen, da sie sich noch bei einem berühmten Florentiner Gesangsmeister weiterzubilden gedachte.

Jetzt hatte sie Ferien gemacht, denn Hilde Berun mit ihrem Manne weilte mit dem Prinzenpaare in Neapel, und die Zwillinge feierten ein unvergleichlich herrliches Wiedersehen.

Die Berunischen Kinder hatte Mama Sylvie nach Berlin geholt, und die beiden prinzlichen, Prinz Alexander und Prinzessin Gabriella, waren bei der Frau Oberhofmeisterin prächtig untergebracht. So genoß das junge Paar die Herrlichkeiten des Südens in denkbar angenehmster Weise.

Prinz und Prinzessin Hohengrat-Meieritz aber waren unterwegs so lebenswürdig, ihre Begleitung sehr wenig in Anspruch zu nehmen.

Anne tat es nur leid, daß Ernst nicht dabei sein konnte. Der feufte, als er's las: „Ich und reifen — die Mama hat erst gestern wieder gellaugt, daß sie keinen standesgemäßen Pelz habe, da hilff's halt nicht, da müssen wir uns den Weihnachtsurlaub nach Berlin schon abtöpseln.“

Dann nahm er Jellas Zeilen zur Hand, erst bewußte sich sein Antlitz noch mehr, aber immer heller und heller wurde sein Blick, je weiter er las, und schließlich standen ihm zwei große, klare Freudentränen in den Augen, er fuhr mit der Hand über sein noch immer krauses, leuchtendes, rostbraunes Haar und sagte leise:

„Das hast du gut gemacht, mein lieber Gott — ich danke dir!“

Noch einmal nahm er den Brief und las ihn nochmals.

Und Jella schrieb: „Lieber Bruder! Erst heute kann ich erkennen, was Du für die Mama und mich geopfert und aufgegeben hast — armer Ernst, wir Egoistinnen, die wir, ohne mit der Wimper zu zuden, Dein Dasein vernichten halfen! Verzeihe mir, Du treuer Bruder, denn ich habe wohl gedanklos nur mein eigen Schicksal bejammern, gehandelt, habe aber kein Bewußtsein davon gehabt, was Dir gerubt wurde! Woher ich's nun auf einmal weiß? Ich will Dir's erzählen!“

Es ist doch seit etwa sieben Jahren hier in Wendenstein Garnison, ein Bataillon des Elfen-Regiments, und die paar Herren dort sind froh, wenn sie in der Gegend einige Menschen zum Verkehr haben, denn das Nest selber wimmelt von russischen Überbedienten und allerlei anderem Klotz, und so, was man in Meieritz oder Potsdam Honorationen nennt, gibt's da, außer dem Gastwirt und dem Geistlichen, nicht. In diese Einöde hat nun Er. Majestät Befehl einen alten Freund verschlagen — rate, wen! — Nun, ich helfe Dir auf den Namen, mit Anfangsbuchstaben schreibe ich dir Ldo von Berun, und ich jetzt Hauptmann erster Klasse, dich am Major. Der hat dich immer sehr lieb gehabt, Du hast ihm schon in der viel benutzten, herrlichen Meieritzer Zeit unsagbar leid getan, weil er die Konflikte kommen sah, die Dir denn auch im Laufe der Jahre nicht erspart geliebt sind — und die Du so tapfer und edle Muten ausgefochten hast. Dieser Ldo Besselt nun ist ein alter Freund auch von mir, Dir wird das weniger be-

kannt sein, daß wir einander, bevor der Prinz mein Gemüt zu verdüffern anfang, sehr lieb hatten. Sonderbarerweise ist der Herr Hauptmann von Besselt noch gerade so maßlos wie einst unseres guten Vaters Adjutant, er liebt mich noch, und Dir, mein Bruder, weil ich's gerne gesehen, auch mir schlug das Herz, als ich ihn vor etwa sechs Monaten zuerst wieder sah, wie damals vor sieben Jahren, als ich ein lustiges, achtzehnjähriges Fräulein Kommandeuse war! — Und nachdem wir uns nun in diesem halben Jahr recht oft hier und in Wendenstein gesehen haben, bei Großmama, bei Tante Agaja, auch in der Stadt bei Bekannten — nun, da hat er mich gefragt, ob ich jetzt, wo wir kein Kommissvermögen mehr nachzuweisen brauchen, er zudem eine kleine, niedliche Erbschaft von 75,000 Mark von meinem alten Großonkel gemacht hat, seine Frau werden will! Ernst — ich will gerne, und ich hoffe, Du bist als Familienoberhaupt mit meiner Wahl einverstanden, ebenso wie es die Großeltern sind, und ich hoffe, auch die Mama Oberhofmeisterin. Apropos, sie ist in Hofengrat eigentlich mehr Kinderzümme, denn die Herrschaften sind verweist und haben ihr Prinzen und Prinzesschen anvertraut. . . weißt Du übrigens, daß die letztere Gabriella heißt. . . Jella. . . Jella?

Mon prince ist treuer als ich. . . Nun, wenn's ihm Spaß macht, nur zu, mag er den nächsten Prinzen weitreitenden Gabriel nennen, mir kann's egal sein! Mein Ldo will Dir selber schreiben, fährt übrigens zu Weihnachten nach Meieritz zur Mutter und sieht Dich dann hoffentlich auch! — Um mich forge nun nicht mehr, ich habe alles, denn Ldo meint, außer der Brautrobe brauchte ich nichts anzuschaffen, ihm sind die alten Möbel, die noch immer in Potsdam auf dem Speicher stehen, ganz recht — und es ist ja auch von Hause her so viel Silber und Porzellan, Betten und Wäsche da, was die Mama nicht braucht, daß ich wirklich nichts zu kaufen brauche und Deine peluniären Sorgen nicht mehr zu vermehren brauche. Du treuer, guter Ernst Fidus, gibst im wahrsten Sinne des Wortes — der Getreue, ich danke Dir, und wenn ich's ungeschicklich machen könnte, was die ändern an Dir gesündigt haben, nur zu gern ist ich's. Und was Dein Leben noch hell machen kann, mein Ernst, sei gewiß, ich tu's mit Freuden. Deine treue Schwester Jella.“

Darunter stand mit energischer, schöner Männerchrift: „Und auch Dein neuer Bruder Ldo Freiherr Besselt.“

Wieder und wieder las Ernst Fidus von Osterwitz den Brief.

Ein strahlendes Lächeln überlag sein edles Gesicht, und sein Herz hing wieder an zu hoffen, zu glauben und zu lieben.

Aber da lag noch das große Dienstschreiben, was sollte das, was brachte das — wieder neue Unruhe, Aufregung, Aerger? Verboten sei ihm, sein neues Werk über die Taktik in den letzten Feldzügen herauszugeben? Er hatte mit der Einnahme eigentlich schon gerechnet, für der Mutter neuen Pelz! Denn wenn Ldo auch jetzt mit eintrat für die beiden weiblichen Wesen, die Ernst Fidus am nächsten standen, er sollte und durfte nicht, bevor die wirkliche Not da war, einen Heller für die Mutter opfern — das war Ernst's alleiniges, heiliges Vorrecht.

Mit einem Gesicht äußersten Unbehagens schmit er den Dienstumschlag auf. Ben hatte sich dicht an ihn herangedrängt und fuhr mit der Zunge lieblos über die Hand des Herrn.

Der streichelte ihn. „Alter Bursche, nun haben wir bald eine Familie, nun werden wir Onkel, da wir nicht selber so ein Haus gründen können, wegen unferer Armut — aber es wird uns da doch was zuteil, was wir alle beide nicht mehr erwarct haben!“ sagte Osterwitz.

Dann erst las er das Dienstschreiben.

Seine Augen wurden größer und größer — das war heute ein Abend der Ueberaschungen!

Einberufen zum Großen Generalstab. . . Vorläufig nur eine private Mitteilung des ihm bekannten Abteilungschefs der russischen Abteilung.

Morgen erst kam die offizielle Mitteilung ans Regiment — am 1. Januar mußte er sich in Berlin melden — das war der Inhalt des großen Schreibens.

„Ben“ . . . sagte Ernst Fidus und traute den alten Hund liebevoll hinter den Ohren. „Ben, die wird es nicht sonderlich gefallen, aber da ist ein alter Freund von mir, der alte Schnitzel, bei Mama Sylvie, der ist noch beim Alter als du, mit dem kannst du spazieren gehen, und dann, weißt du, machen wir da öfters Abschied in den Grunewald, da kannst du sich auslaufen, und zu tollen Sprüngen bist du ja auch nicht mehr aufgelegt, dich die Gabelsteuer, das ist schlimm, aber weißt du, da gehören wir uns das Rauchen ab da schinken mit die Steuer auch heraus!“

(Fortsetzung folgt.)